Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 35 (1993)

Artikel: Erlebtes und Erdachtes

Autor: Metz, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555606

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erlebtes und Erdachtes

von Peter Metz

I. Kleine Lebensrückschau

Vor etlichen Jahren sahen meine Frau und ich einen herrlichen amerikanischen Film, in dem ein altes Ehepaar (dargestellt von Kathrin Hepburn und Henry Fonda) am Tage ihres festlichen Zusammenseins unvermutet in turbulente Geschehnisse hineinschlitterte, die sein Dasein zunächst mit Schrecken, nach dessen Überwindung jedoch mit inniger Freude erfüllten. Der Ehemann, etwas schrullig und griesgrämig und den Lebensumständen nicht mehr voll gewachsen, was ihn seit langem mit Ärger und Unlust erfüllt haben mochte, beging an diesem denkwürdigen Tag seinen achtzigsten Geburtstag. Als er von seinem Enkel scherzhafterweise gefragt wurde, wie man sich denn mit achtzig fühle, antwortete der alte Herr kurz angebunden: «Viermal mieser als mit zwanzig.» Meine Ehegefährtin und ich amüsierten uns ob dieser träfen Antwort köstlich und genossen anschliessend die im Film sich überstürzenden Geburtstagsgeschehnisse in vollen Zügen.

Jetzt, da ich selbst mich mit Riesenschritten ebenfalls der Schwelle zu meinem neunten Dezennium zubewege, frage ich mich, welche Antwort ich meinerseits dem vorwitzigen Fragesteller erteilen würde. Auch wenn man sich über nichts zu beklagen hat, fühlt man sich in höherem Alter doch irgendwie unbehaglich. Man ist zwar dankbar für viele Beweise der Gunst, die einem das Lebensschicksal fortgesetzt erteilt; man ist ledig der einstigen Plackerei, die nicht selten unsere aktiven Tage zur Drangsal werden liess, und freut sich der Gnade, noch am Schreibtisch wirken zu können und erholsam-vergnügliche Stunden im Familien- und Freundeskreis verbringen zu dürfen. Doch, gleichwohl, die Zeit ist leerer geworden, die Lebensgefährtin und Freudenbringerin ist dahingegangen, die Sehnsucht nach ihr belastet das Herz zu jeder Stunde, dies und jenes an

P. M., freundschaftlich-fröhlich gezeichnet von Verena Zinsli-Bossart auf einer gemeinsamen Eisenbahnfahrt von Zürich nach Chur.

Gebresten meldet sich, und die Dinge lassen sich nicht mehr so leichthin-unbeschwert ordnen wie einst.

Eine einzige, wenn auch unschätzbare Freude hat das Alter jedoch für uns aufgespart: die Erinnerung an vergangene Zeiten. Die Jugend ist erinnerungslos und zehrt ständig von dem, was auf sie an Erlebnissen tagtäglich hereinstürzt. Das Alter aber besitzt die Gunst, aus dem reichen Schatz der Erinnerungen schöpfen zu dürfen und sich in ihnen jeden Tag und zu jeder Stunde gewissermassen geborgen zu fühlen. Sollte man das gering anschlagen? Ich denke doch, in diesem Erinnerungsvermögen des Alters liege etwas, worauf die Jungen mit Neid blicken müssten.

Das bewegt mich, die Tage, die mir noch geschenkt sein mögen, dazu zu benützen, um aus dem Einst meines aktiven Wirkens dies und jenes zu erzählen, was möglicherweise über den Kreis meiner Angehörigen hinaus auf Interesse stossen könnte. Ich will dabei nicht über meine Kindheit und Jugend plaudern, so farbig und schön diese entschwundenen Zeiten auch waren, sondern ich konzentriere meine Rückschau auf die Vielfalt meiner Tätigkeiten, wenn auch mit weiser Beschränkung in der Auswahl dessen, was davon wirklich erzählenswert sein kann. Erst in diesen aktiven Zeiten gelangte die Persönlichkeit des Erzählers zur Reife, alles Vorher war von den Strömen der Entwicklung und Entfaltung durchflossen und zeigte kein gefestigtes und abgeschlossenes Gepräge. Indessen, das Endgültige war doch in Ansätzen bereits schon vorhanden und verstand es, sich zur Geltung zu bringen. Wenn ich etwa meine Vorliebe für den schriftlichen Ausdruck, wie sie mir schon längst eigen ist, in Betracht ziehe, so hat sie sich recht früh bemerkbar gemacht und zu entwickeln begonnen, nicht erst in den reifen Jahren, als ich das Bedürfnis empfand, in der Geborgenheit der Studierstube Abstand von den beruflichen Belastungen zu finden und dem zur Selbstschau neigenden Naturell eine etwas andere Entfaltungsmöglichkeit zu geben, als dies im Stress des beruflichen Alltags möglich ist.

Schon in meiner Mittelschulzeit und vor allem während der Studienjahre konsumierte ich neben den Schriftstellern, die mir nahe standen (Thomas Mann, Stephan Zweig, Knut Hansun und vielen andern) die grossen Werke der Geschichtsschreibung mit wahrer Begeisterung. Die Fähigkeit grosser Historiker, aus den unendlich vielgestaltigen, den verwirrend vielschichtigen Fakten der Zeiterscheinungen dem Leser ein Bild des Einst zu vermitteln, hat mich gefesselt und fasziniert während Jahrzehnten, und kaum ein Werk dieser historisierenden Gestalter entging meiner Aufmerksamkeit.

Doch nicht in geringerem Mass fesselten mich auch die Könner, welche sich journalistisch dem Gegenwartsgeschehen widmeten. In den Jahren meines Werdens und Wachsens verfügte die Schweiz über ausgezeichnete Journalisten, über gebildete, schöpferisch veranlagte Zeitungsschreiber, deren schriftliche Ausdrucksfähigkeit imponierend war. Ein Albert Oeri etwa, der in jenen fernen Jahren die Chefredaktion der «Basler Nachrichten» innehatte, beeinflusste mich kraft seiner Journalistik in hohem Mass, und ich erinnere mich lebhaft, dass ich mich im Lesesaal der Uni Zürich jeweilen mit wahrer Leidenschaft auf die Sonntagsausgabe der «Basler Nachrichten» stürzte, um den «Tagesbericht» aus der Feder Oeris, aber auch dessen ausgezeichnete kulturelle Blattbeilage, zu geniessen. Oeri und seine Zeitung waren indessen beileibe nicht die einzigen, die mich fesselten. Es existierte damals eine Flut von ausgezeichneten Tagesblättern, deren Journalistik von hohem Können geprägt war. So beeindruckten mich damals etwa die «Thurgauer Zeitung» und das «St. Galler Tagblatt», beides freisinnige Parteiorgane, die jedoch eine hohe politische und geistige Kultur verkörperten.

Auch Wochenblätter brachten sich damals dank ihrer ausgezeichneten Diktion zur Geltung. Die «Schweizerischen Republikanischen Blätter» eines Johann Baptist Rusch zu lesen, bedeutete für mich allwöchentlich ein ungeteiltes Vergnügen. Rusch war ein unglaublicher Könner: originell, hoch gebildet und von

einer Sprachkraft, die sowohl seinen Innerrhödler Schalk als seinen von der Klassik genährten Humanismus zum Ausdruck brachte. Sein Wochenblatt schrieb Rusch von der ersten bis zur letzten Zeile selbst. In den späten Abendstunden pflegte er sich in seine Studierstube zurück zu ziehen, und hier, in der Einsamkeit seiner fast mönchischen Klause, die mit dem purpurroten Veltliner gefüllte Karaffe neben sich und die Knobelpfeife in der Linken, entstanden auf seiner unförmigen Schreibmaschine, die er nur mit der Rechten bediente, jene herrlichen Artikel zum öffentlichen Geschehen im In- und Ausland und seine Erzählungen, die sein grosser Leserkreis mit Dankbarkeit und Gewinn zur Kenntnis nehmen durfte.

Über nicht geringere journalistische Fähigkeiten als der Innerrhödler verfügte in den zwanziger- und dreissiger Jahren auch sein ausserrhödischer Freund Hans Konrad Sonderegger. Er gab als dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt seinen «Demokrat» heraus, dessen Leitartikel die hohe Könnerschaft dieses Publizisten zum Ausdruck brachten.

Neben den beiden Appenzellern fesselten uns Junge weitere Publizisten, ein Felix Moeschlin etwa wäre zu nennen, der mit seinen «Eidgenössischen Glossen», die er regelmässig in der damaligen «Nationalzeitung» veröffentlichte, und später mit seinem «Flugblatt» uns beeindruckte, ein Leonhard Ragaz mit seiner Monatsschrift «Neue Wege», die jungen Luzerner Katholiken um Xaver Schnieper mit ihrer «Entscheidung» und ein Jakob Lorenz mit seinem «Aufgebot» und manche andere.

Es war schier unvermeidbar, dass alle diese Vorbilder uns anregten und zu kreativem Mitgestalten anspornten. Um uns Jungen die ersten Schritte in der eigenen Journalistik zu ebnen, besuchten wir ein eigens an der Uni Zürich eingerichtetes «Journalistisches Seminar», dem als Dozent Dr. Karl Weber vorstand, der beruflich als Berichterstatter der «Neuen Zürcher Zeitung» in Bern wirkte. Weber war ein zuvorkommender Mensch, liebenswürdig, gebildet und kenntnisreich und gab uns viele Anleitungen für eine Betätigung in der schwarzen Kunst. Doch nebenher waren es immer wieder die täglichen Erzeugnisse vor allem der einheimischen Presse, welche uns anregten und zu Eigenleistungen anstachelten. Darüber möchte ich im Nachfolgenden einiges berichten.

II. Journalistische Gehversuche

Täglich, wenn immer Zeit und Umstände es erlaubten, wandten sich in den Anfängen unseres Jusstudiums unsere Blicke im Uni-Zeitungssaal mit besonderer Aufmerksamkeit den Blättern aus Bünden zu. Das dortige Geschehen interessierte uns begreiflicherweise am meisten. Unser Heimatkanton verfügte nicht nur über einen besonders dichten Kranz von Zeitungsblättern, sondern die damals grassierenden politischen Auseinandersetzungen unter den Parteien fanden ihren Niederschlag in ununterbrochenen Zeitungspolemiken, die uns natürlich fesselten. Diese Polemiken waren damals in gewissem Sinn spannend. Selten bestanden sie in persönlichen Anrempelungen, sondern bemühten sich bei aller Schärfe um Sachlichkeit. Die Gehässigkeit der Sprache, Schnödigkeit und Schnoddrigkeit waren nicht dominierend. Da die vier in Chur erscheinenden Tageszeitungen sog. Parteiblätter waren, hatten die Polemiken zwar fast stets irgend eine Parteiangelegenheit zum Gegenstand, doch waren es vorwiegend grundsätzliche Fragen, welche die Auseinandersetzungen bestimmten, und im Verlaufe von auch heftigen Polemiken erhielten die Fragen, um die sich das Gezänk drehte, besonderes Profil. Der Leser wurde selten abgestossen, sondern gepackt und angesprochen und zur Parteinahme direkt aufgerüttelt. Wo sich Parteien nicht mehr in grundsätzlichen Fragen bekämpfen, sondern sich gegenseitig grundsatzlos in Ruhe lassen, stirbt das Interesse des Bürgers am politischen Geschehen zunehmend ab, und die journalistische Gleichschreiberei weicht dann in andere, weniger gefreute Gefilde aus. Graubünden besass über lange Perioden hinweg im journalistischen Berufsstand Könner von Format.

Tafel 3: Andreas Juon, Frühlings-Euphorie (Acril)

An ihre Spitze verdient der grosse Jurist und Politiker Peter Conrad v. Planta (1815–1902) gestellt zu werden, der anno 1843, also mit erst 28 Jahren, ein eigenes Blatt mit dem Namen «Der Freie Rhätier» gründete und während fünf Jahren am Leben erhielt, sich aber auch noch später immer wieder der Journalistik mit heissem Bemühen widmete. Planta war ein Könner seltener Art. Sachkundig, beschlagen, unabhängig, patriotisch wie er war, eignete ihm eine ausgezeichnete Feder. Er verstand es, das, was er zu sagen hatte, in gemeinverständlicher Form zu verfassen, Wärme und Gefühl durchpulsten seine Beiträge, womit sie seine Leser ansprachen. Selten hat ein Politiker mit ähnlicher Meisterschaft seines journalistischen Amtes gewaltet wie Planta.

Nach dem Engadiner Planta trug der gebürtige Safier Christian Tester (1815–1890) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Lorbeer der meisterlichen journalistischen Kunst auf seinem Haupt. Tester wirkte am «Bündner Tagblatt» von 1857 weg und später, als dieses anno 1874 vom liberalen Boden auf jenen des föderalistischen Konservatismus abwich, am «Freien Rätier». Der gebürtige Safier verkörperte in sich alle guten Eigenschaften eines ausgezeichneten Journalisten, seine Bildung (er war studierter Veterinär, welcher Beruf ihm jedoch nicht zusagte) und sein Schalk gaben den von ihm redigierten Blättern Gehalt und Profil. Die klugen, lustig-witzigen Sprüche und Artikelchen Testers, der auch im gesellschaftlichen Leben der Stadt seinen Mann stellte, wurden von den Lesern geschätzt und färbten den Alltag mit Poesie und Heiterkeit.

Vielleicht müsste diese kurze Skizzierung des originellen Tester durch einen Hinweis auf die andern Zeitungsschreiber ergänzt werden, die vor und nach ihm im bündnerischen Zeitungsfach wirkten und darin Tüchtiges leisteten. Es würde dann der kraftvolle Johann Carl von Tscharner eingehende Erwähnung finden müssen, der nach struben Churer Jahren anno 1850 als Redaktor am «Bund» landete und ihm zusammen mit seinem Kollegen Abraham Roth den Stempel aufdrückte. Und es müsste weiter der Prättigauer Georg Fient erwähnt werden, der Zeit seines Lebens das journalistische Feld mit einer Könnerschaft beackerte, die ihm zu grösster Popularität verhalf. Sein frühestes Wirkungsfeld bildete die «Prättigauer Zeitung», und es ist denn unverkennbar, wie viele Talente gerade in den einzelnen Talschaften der Zeitungsschreiberei oblagen. Einer der bedeutendsten noch zu unserer Zeit war Men Rauch, dem redaktionell das «Fögl Ladin» anvertraut war und dessen saftige Artikel in der perlenden ladinischen Sprache selbst uns nüchterne Alemannen beeindruckten. Ist es gar erlaubt, sich das frühere hohe Niveau der bündnerischen Journalistik mit der sprachlichen Vielfalt, die Bünden kennzeichnet, erklären zu wollen? An der bedeutenden «Neuen Zürcher Zeitung» wirkten in unseren Tagen die beiden Engadiner Reto Caratsch und Nicolo Biert. Sie zeichneten sich beide durch eine überaus hohe Sprachkultur aus, und wir waren, auch wenn das politische Credo dieser beiden Freisinnsmänner nicht durchwegs das unsrige war, in nicht geringem Mass stolz darauf, sie auf ihrem bedeutenden Posten, den sie an ihrem Weltblatt versahen, als unsere Landsleute zu erkennen.

Doch zurück zu unseren heimatlichen Gefilden: Zu unserer Studentenzeit beherrschte immer noch, gewissermassen gemäss alter Tradition, der «Freie Rätier» das Feld, während das «Bündner Tagblatt» sich längst in die engeren Bezirke der stark konfessionell gebundenen Parteizeitung zurückgezogen hatte und ihre Leserschaft fast ausschliesslich in den Kreisen der Katholisch-Konservativen Partei fand. Das Redaktionskollegium des «Freien Rätier» rekruktierte sich aus tüchtigen Männern. Hauptredakteur des politischen Teils war Gian Rudolf Mohr, Dr. iur. seines Zeichens. Wenn Mohr nicht das Profil eines Tester gewann, so wohl deshalb, weil sein Blatt zur Mitte der dreissiger Jahre immer mehr in politische Bedrängnis und damit in Schwierigkeiten geriet, die seine Wirkungsmöglichkeiten beeinträchtigten. In Wahrheit jedoch war Mohr ein origineller Journalist, der seine Artikel stets mit Geist, Humor und Witz zu würzen verstand. Er war kein Hitzkopf, sondern von la-

teinisch abgeklärtem Naturell, dabei arbeitsam und einsatzfreudig. Ihm zur Seite stand Ständerat Andreas Laely, sachkundig auf Grund seiner jahrzehntelangen politischen Erfahrungen in allen wichtigen Ämtern, etwas trocken, aber ausgestattet mit einem echten Davoser Sarkasmus, der seine mündlichen und schriftlichen Äusserungen mitunter würzen konnte. Der dritte im Bunde war Emil Hügli, der Berner, der sich in Chur wohl fühlte, Schüler J. F. Widmanns, des berühmten Feuilletonredakteurs am «Bund». Er selbst war ebenfalls kulturell sehr beschlagen und aufgeschlossen und verfügte über ein sicheres künstlerisches Urteil; seine Kunstkritiken, Musikrezensionen, Theaterkritiken usw. fanden stets grosse Beachtung. Er bestätigte in seiner Person, wie wichtig gerade in Bünden, wo sich geistige Strömungen in Vielfalt manifestieren und kreuzen, für eine Tageszeitung der Kulturteil ist. Übrigens bewährte sich Hügli auch als guter Lyriker. Zu Mitte der dreissiger Jahre war jedoch seine Wirksamkeit zu Ende, und was ihm nachfolgte, erfüllte die Voraussetzungen für ein hohes Niveau nicht mehr in vollem Mass.

Ich selbst fühlte mich mit dem «Rätier», dessen rechtslastige Bürgerblockpolitik mir nie zusagte, nicht sehr verbunden, und noch viel weniger mit dem «Bündner Tagblatt», das damals einen betont konfessionellen Kurs pflog und politisch die Interessen der Katholisch-Konservativen Partei durch dick und dünn verfocht. Vielmehr galt meine Geneigtheit, die sich später in einer intensiven Mitarbeit niederschlug, der damaligen «Neuen Bündner Zeitung». Das Blatt hatte in seinen Anfängen unter der dominierenden Geltung des altbewährten «Freien Rätier» um seine Existenz lange zu kämpfen. Im Jahre 1920, als Dr. Hans Enderlin die Federführung des Blattes übernahm, machte ihr Abonnentenbestand weniger als 2000 Bezüger aus, und noch Jahre später betrug der Anhang des Blattes nur einen Teil desjenigen der liberalen Konkurrenz. Dies, obwohl das Blatt ausgezeichnet redigiert war und in Hans Enderlin einen Kämpfer von Format besass. Man konnte ihn zwar nicht als ausgeprägt federtüchtig bezeichnen, seine Schreibweise war nicht selten etwas geschraubt, pathetisch und emphatisch. Man hatte mitunter, wenn man ihm über die Schulter sah, das Gefühl, das Formulieren falle ihm schwer, so sehr feilte und knorzte er an seinen Arbeiten herum. Als Polemiker war er indessen unübertrefflich. Er war furchtlos, in seiner Gesinnung absolut bewährt und in deren Verfechtung standhaft. In solche Polemiken geriet er meist in Wahrung öffentlicher Interessen (so etwa bei seinen jahrelangen Gefechten mit den für die Katastrophe der Bündner Kraftwerke Verantwortlichen) oder dann als treuer Helfer seiner in der gegnerischen Presse angegriffenen politischen Freunde. Doch so sehr er im Kampf seinen Mann stellte, war er selbst von ausgleichendem Naturell und ertrug auch Angriffe auf seine Person mit grosser Gelassenheit. Einmal schrieb das «Tagblatt» von ihm, nicht einmal sein Antlitz sei christlich. Das focht ihn nicht an. Ihm selbst ging es kaum je um die Person, sondern um die Sache. Das führte dazu, dass er sich auch in den wildesten Pressefehden emotional vollkommen beherrschte und in seinen Angriffen das Mass des Zulässigen nie überschritt. Kein einziges Mal sah er sich denn auch in einen Presseehrverletzungsprozess verwickelt. Gewiss konnte er als Maienfelder in seinen privaten Äusserungen gelegentlich jäh sein wie ein spritziger Landwein bester Sorte, doch sein Herz war versöhnlich und frei von jedem Rachedenken. Ich weiss, dass er mehr als einmal einen politisch exponierten Gegner, der sich privat eine Blösse gab, journalistisch schonte, indem er sein Blatt nicht für eine Blossstellung des Betreffenden benutzte, sondern diesem unter Verzicht auf jede Anprangerung Gelegenheit bot, sich in den Hintergrund zu verziehen. Es war nicht seine Art, wie es zur Gepflogenheit einer gewissen modernen Journalistik geworden ist, sogenannte «Skandale» aufzuziehen und sich an der Anprangerung von Fehlleistungen Prominenter zu weiden, um hieraus Kapital zu schlagen. Zu fürchten war Hans Enderlin nur dort, wo er auf wirkliche Missstände stiess,

dort konnte er dann freilich hart, wenn auch nie verletzend, fechten.

Die Erinnerung an ihn und seine Zeitgenossen weckt überhaupt die fast wehmutsvolle Erinnerung an die alten Zeiten und vergegenwärtigt die grossen und qualvollen Unterschiede der damaligen Journalistik zu den heute in den Massenmedien geübten Gepflogenheiten. Fernsehen, Radio und die sogenannten Boulevardblätter pflegen heute einen Stil, der noch vor 30 bis 40 Jahren völlig undenkbar gewesen wäre, er wucherte einzig in einzelnen verachteten Gossenblättern, wie sie etwa in Zürich «Brennglas» und «Scheinwerfer» darstellten. Alle damaligen Zeitungen, auch wenn sie kämpferisch auftraten, wahrten ein beachtliches Niveau, das zu unterschreiten ihnen die journalistische Ehre verbot. Heute ist dies gänzlich anders: die sogenannten Massenmedien scheinen unglücklich zu sein, wenn ihnen nicht raschfolgend sogenannte Knüller gelingen, wenn sie nicht möglichst häufig Sensationen bringen können, wobei sie auf die Verlässlichkeit und den Wahrheitsgehalt ihrer Meldungen und «Enthüllungen» geringes Gewicht legen. Da werden die wildesten Gerüchte, unglaubwürdig schon auf den ersten Blick, als reine oder mögliche Wahrheiten ausposaunt und wird systematisch versucht, den Gegner an die Wand zu drücken, wobei als Gegner meist Exponenten der bürgerlichen Front am Pranger stehen. Welchen Schaden mit dieser sogenannten Enthüllungsjournalistik im Volk angerichtet wird, darum kümmert sich bei den für diese Verleumdungsjournalistik Verantwortlichen niemand, Richtschnur für sie sind nicht mehr Anstand und Ehre, sondern allein das, was sie ihnen bringt: politischer Erfolg und Geld.

Doch kehren wir nach diesem Abstecher vom beklemmenden Heute zurück zum Einst: Der eigentliche Aufschwung der «Neuen Bündner Zeitung» begann, unbekümmert um das tüchtige Wirken Hans Enderlins, erst ab dem Jahre 1928. Damals traten zwei Männer in die Redaktion des Blattes ein, die ihm zusätzlichen Gehalt und Format verliehen. Der ältere von ihnen war Christian Michel, seines Zeichens gewesener evangelischer Pfarrherr und Regierungsrat, populär in seiner volkstümlichen Art im ganzen Kanton und angesehen als unerschrockener Politiker. Eigentlich bildete sein Eintritt in die Redaktion den Abschluss seines öffentlichen Wirkens. Denn Michel stand bereits schon in seinem dreiundsechzigsten Altersjahr, als er sich auf den journalistischen Pegasus setzte, und blickte auf eine bewegte Vergangenheit zurück: als Sohn des einst weitbekannten und gefürchteten Pfarrherrn und Politikers Luzi Michel, des Prädikanten und Herausgebers des «Volksmann», mit 11 Jahren vaterlos geworden, konnte Christian ebenfalls Theologie studieren und wurde anno 1889 in die Synode aufgenommen. Seine erste Pfründe war Celerina, von wo er sieben Jahre später zu den Kirchgemeinden Samedan und Bever wechselte. Er wurde als ausgezeichneter Kanzelredner geschätzt. Daneben teilte er mit seinen Kirchgenossen die Freuden und Fröhlichkeiten des Daseins; Gesang, Turnen und Sport fanden in ihm einen begeisterten Teilhaber. Indessen trat er auch politisch und publizistisch in die Fussstapfen seines Vaters, indem er seit dem Jahre 1895 neben seinen pfarramtlichen Pflichten die Redaktion der «Engadiner Post» versah, die er gemäss seiner zwar leutseligen, doch gleichzeitig tapfer-zupackenden Art zum Kampforgan gegen gewisse Auswüchse einer etablierten Engadiner Familienherrschaft gestaltete. Dadurch wurde er so populär, dass er im Jahre 1920 als Nachfolger des verstorbenen Rudolf Olgiati in die Regierung gewählt wurde. Dort hatte er das Erziehungs- und Sanitätsdepartement zu versehen. Schon sieben Jahre darnach war jedoch seine Amtszeit zu Ende, und da eine Rückkehr ins Pfarramt nicht mehr als tunlich erschien, bot ihm der Eintritt in die Redaktion der «Neuen Bündner Zeitung» eine gewisse wirtschaftliche Sicherung, auf die er, mochte sie noch so bescheiden sein, dringend angewiesen war, denn damals empfingen die aus der Regierung Ausgeschiedenen keinerlei Abfindung.

Ich habe ihn erst einige Jahre nach seinem Eintritt, in den letzten Jahren meiner Kantons-

schulzeit, wenn ich der Redaktion ab und zu irgend ein Artikelchen zur Veröffentlichung überbrachte, ungelenke und wohl auch unausgegorene Ergüsse eines journalistischen Anfängers, kennen gelernt. Er sass dann vormittags im grossen Redaktionszimmer in einer fast dunklen Ecke, umgeben von Zeitungen und Makulatur, und korrigierte pflichtbewusst die noch abzugsfeuchten Streifen (man nannte sie «Fahnen»), die ihm frühvormittags aus der Setzerei von unten heraufgebracht wurden. Denn seine vorwiegende Tätigkeit bildete die Korrektur. Sie lag bei ihm in sicheren Händen, verfügte er doch über eine ausgezeichnete Bildung, über solides Sprachvermögen und ein grosses Mass an Konzentrationsfähigkeit. Ich habe ihn auch später noch oft bewundert, wie er im Lärm und Geknatter, das von unten, vom Maschinensaal, heraufdröhnte, und beim ständigen Hin- und Hereilen aller Personen, die sich in der Redaktion zu schaffen machten, seine Aufgabe gewissenhaft und zuverlässig erfüllte. Daneben aber betätigte sich der bestallte Mann gewissermassen als Gratulations- und Kirchhofreporter. Er kannte eine Unmenge von Leuten zu Stadt und Land und versäumte nie, den Jubilaren zu gratulieren und den Verstorbenen ehrende Worte ins Grab nachzusenden. Derartige Männer wie Michel, bewährt und lebensklug, dabei gutmütig und gebildet, prägten damals den hiesigen Journalismus und halfen dem Leser, mit ihren versöhnlichen, nie verletzenden, nie abschätzigen Artikelchen über alle Unannehmlichkeiten des politischen Alltags hinwegzusehen.

Den Hauptplatz im grossen Redaktionsraum nahm links neben Michel, an einem bescheidenen Pult arbeitend, der zweite politische Redakteur Dr. Benedikt Mani ein. Mit ihm nenne ich einen der Besten der damaligen Journalistengeneration. Er war von ruhigem Wesen, ein unauffälliger Mann, noch jung damals, aber ungemein tüchtig. Man ist ihm in der Öffentlichkeit eigentlich nie ganz gerecht geworden. Als er sich später, anno 1940, als Kandidat der Demokratischen Partei zu einer Regierungsersatzwahl stellte, lehnten ihn die übrigen bürgerlichen Parteien als untragbar ab und übergossen ihn mit Verunglimpfungen übelster Art. Nichts davon hatte er verdient. Wohl kein zweiter oblag mit ähnlicher Gewissenhaftigkeit und mit gleicher Zuverlässigkeit seiner Aufgabe wie Benedikt Mani. Er entstammte einfachen Verhältnissen und hatte sich eine akademische Bildung als Nationalökonom verschafft, die ihn zu einem sicheren Urteil in allen das staatliche Leben berührenden Fragen befähigte. Daneben aber war er ein ausgezeichneter Historiker und ein grosser Kenner der schönen Literatur. In der Redaktion der aufstrebenden Zeitung erfüllte er ein gewaltiges Arbeitspensum. Denn faktisch liefen alle Fäden zu ihm, fast den ganzen Stoff des Ausland- und Inlandteiles bearbeitete er, und darüber hinaus rapportierte er über alles Geschehen. Vor allem war er für die Verhandlungen des Grossen Rates ein ausgezeichneter Berichterstatter, genau, gründlich und objektiv. Es ist vor und nach ihm nie mit ähnlicher souveräner Sachkunde über die Parlamentsverhandlungen berichtet worden, und seine Rückschauen auf die Sessionen waren von beispielhafter Klarheit. Da herrschte keine Schaumschlägerei, sondern nüchterne Sachlichkeit, wenn auch mit jenem Impetus, der es verstand, den eigenen, in jenen Jahren eben den vom Blatt vertretenen Parteistandpunkt ins richtige Licht zu stellen.

Wenn man die Redaktion aufzusuchen hatte, passierte man rechter Hand die Setzerei, in der vier Setzmaschinen ratterten, unförmige, rechenartige Gebilde, an denen die beweglichen Buchstabenlamellen aufgehängt waren und sich herunterfallend zu einer Bleizeile formten, die sofort gegossen wurde. Damit bewegten sich die Setzer in einer ständigen Bleidunstwolke, was ihrer Gesundheit alles andere als zuträglich sein konnte. An alle diese Männer, die pflichtschuldig werkten und im Laufe des Vormittags, wenn die letzten Meldungen sich jagten, mitunter kräftig gestresst wurden, vermag ich mich noch lebhaft zu erinnern. Der damals jüngste unter ihnen war Fritz Dällenbach, ein Unikum, beweglichen Geistes, ein Mann, der an allen Stammtischen der Stadt heimisch war, dort die neuesten Neuigkeiten

aus dem Stadtgeschehen vernahm und neben seiner eigentlichen Aufgabe als Setzer viele Stammtischmeldungen im Blatt unterbrachte, was später zu seinem Aufstieg in die Charge eines Metteurs beitrug.

Eine Treppe höher, wie gesagt, befanden sich die beiden Redaktionsräume, das vordere, grössere Büro, ein denkbar nüchterner Raum, ausgestattet mit dem einfachsten, notdürftigsten Mobiliar, und diesen Büroraum passierend das hintere, kleine Gemach, in welchem sich der Sitz des Chefredakteurs befand, ein kleines Comispult mit Schiebeverschluss, kaum Platz für die Ellbogen bietend. Ich habe mich oft gewundert, wie der strenge Beruf von Redakteuren auszuhalten sei unter solch engen, prosaischen Verhältnissen, die aber damals allgemein üblich waren. Sie herrschten auch bei den andern Redaktionen, beim «Rätier» und «Tagblatt» und wohl auch bei der «Volksstimme», die in den dreissiger Jahren als vierte Tageszeitung in Chur erschien.

Ich selbst trat seit Aufnahme meines Studiums, meist in den Semesterferien, soweit nicht Militärdienstpflichten mich zu besserem Tun einzogen, als «Lehrling» in ein engeres Verhältnis zur Redaktion. Vorerst waren es Reporteraufgaben, die mir übertragen wurden. Einmal, ich entsinne mich dessen mit besonderer Beschämung, rezensierte ich eine Ballettvorstellung im «Volkshaus». Mein Artikelchen, obgleich genährt von der denkbar grössten Unkenntnis, trug mir grosses Lob ein, und niemand in der Redaktion beachtete, dass ich ganz sicher vom künstlerischen Wert der gebotenen Ballettaufführung nicht die geringste Ahnung hatte. Solches Tun lässt sich nur durch den jugendlichen Erlebnishunger rechtfertigen. Erst später, in unserem journalistischen Seminar an der Universität, erhielten wir dann eingetrichtert, dass zu den ersten Voraussetzungen des Journalismus die souveräne Sachkenntnis des Stoffes gehöre, über den geschrieben werde. Indessen scheinen weite Bereiche des modernen Journalismus von allzugrosser Sachkenntnis nach wie vor nicht genährt zu sein. Weiter durfte ich in meinen Anfängen Buchbesprechungen in der üblichen Form der grenzenlosen Oberflächlichkeit pflegen. Später zogen mich die Pflichten eines Gerichtsberichterstatters ein. Es fanden damals, in den frühen dreissiger Jahren, spektakuläre Strafprozesse statt, über die genau und gründlich rapportiert werden musste, in spaltenlangen, fast seitenfüllenden Abhandlungen, die aber auf grosses Leserinteresse stiessen.

Bald hernach wurde mir die Ehre zuteil, eine Blattbeilage selbständig redigieren zu dürfen. Sie hiess «Der junge Bündner» und war dazu bestimmt, die politischen Auffassungen und Anliegen der jungen Generation zu vertreten und zum Ausdruck zu bringen. Solche Aufgaben, das umsichtige Planen, bereitete mir Vergnügen. Ob es so gross war, dass ich selbst gerne politischer Redakteur geworden wäre, weiss ich eigentlich nicht. Die Lust an diesem Beruf wurde in Schach gehalten durch die Gewissheit der Gefahren, die er bot, der Gefahr vor allem einer durch die Hektik bedingten Oberflächlichkeit. Der Journalist verfügt über grosse Macht, er kann mit einigen Zeilen ein fremdes Rechtsgut, das Ansehen, die Ehre eines andern vernichten. Ich habe gerade damals, in meinen Entwicklungsjahren, die grossartige Epik von Knut Hamsun verschlungen und dabei auch einen der frühesten Romane des Norwegers, «Redakteur Lynge», mit tiefer Einsicht gelesen. Hamsun schildert seinen «Helden», einen moralisch Schwachen und Defekten, wie dieser mit seinem gekonnten Journalismus in der Gesellschaft, die vor ihm zittert, herrscht, ein verschlagener, blitzgescheiter Bursche, dem es nichts ausmacht, heute so und morgen anders zu fechten, nur ausgerichtet nach dem Erfolg, nach mehr Abonnenten, nach mehr Macht, ein Verächter und Vernichter der Schwachen, die sich vor ihm ducken und kuschen. Nein, ein Redakteur Lynge wollte ich nie werden und habe diesen Verzicht auch nie bereut, – das moderne Zeitungswesen hat ohne mich eine ausreichende Zahl von Lynges hervorgebracht.

In den letzten Jahren meiner intensiven Journalistik, gegen Ende meines Studiums und anschliessend an dieses, begann sich meine

Einstellung zum Zeitungswesen zu ändern. Die Tagesjournalistik mit allem ihrem Drum und Dran, der Hektik und einer daraus folgenden Flüchtigkeit, stiess mich mehr und mehr ab. Dafür glaubte ich, die Zeitung für grundsätzliche Abhandlungen beanspruchen zu dürfen. Der Reihe nach erschienen in der «Neuen Bündner Zeitung» meine weiträumigen Gedenkartikel wie etwa «50 Jahre Kantonsverfassung» oder «Das Gesetzbuch der katholischen Kirche», oder Auseinandersetzungen mit grossen gesetzgeberischen Anliegen, wie der Verwirklichung des Eidgenössischen Strafgesetzes oder der Revision des Handelsrechtes usw. Noch heute wundere ich mich darüber, dass die Redaktion diese Arbeiten entgegen nahm, denn es waren zum Teil wahre Wälzer, und sie erstreckten sich über mehrere Nummern. Man darf aber nicht vergessen, dass die Tageszeitungen damals ganz anders aussahen als die heutigen Blätter und auch ganz anders gelesen wurden. Die Nachrichten, d. h. die Meldungen über Tagesgeschehnisse, lagen weit im Hintergrund des redaktionellen Interesses. Aus den Gemeinden etwa gab es Meldungen nur, wenn wirklich Spektakuläres zu berichten war. Den Hauptraum nahmen die längeren Beiträge ein, denn die damalige Presse charakterisierte sich als sogenannte Meinungspresse: nicht der «Gwunder» der Leserschaft sollte befriedigt werden, und nicht Sensationsmeldungen galt es zu verbreiten, sondern der Leserschaft sollte Besinnliches und politisch Wichtiges geboten werden. Wie sehr hat sich inzwischen die Journalistik der meisten Zeitungen verändert, indem der Leser mit allen möglichen Tricks, vor allem mit unsinnig aufgemachten Überschriften, gefangen und zum flüchtigen Lesen fast gezwungen wird.

Bei meiner jugendlichen Zuneigung zur Journalistik konnte nicht ausbleiben, dass ich sie während meines Studiums trotz aller Reserve hin und wieder als spätere Berufsbetätigung in Erwägung zog. Eine Studienrichtung für die Journalistenausbildung kannte damals die Uni Zürich tatsächlich. Doch stellte diese Ausbildung weder Fisch noch Vogel dar: neben den Sparten des öffentlichen Rechtes und der Nationalökonomie waren Historische Vorlesungen und ähnliches zu besuchen. Diese Rumpfausbildung, ausgerichtet nur auf die journalistischen Belange, behagte mir nicht. Ich besprach mich darüber einmal mit Prof. Zaccaria Giacometti, der zu dieser Zeit das Dekanat der juristischen Fakultät innehatte, und wurde von ihm in der Auffassung bestärkt, dass die beste Grundlage für den Journalisten die solide Ausbildung in einer Sparte (sei es Jus, Nationalökonomie oder Geschichte und dgl.) bilde. Man gewinnt denn auch in der Gegenwart oft den Eindruck, dass es zahlreichen Zeitungsschreibern an den erforderlichen Bildungsgrundlagen für ihre Berufsausübung mangle. Ein solches Risiko wollte ich für mich nicht eingehen und blieb dem vollen Jusstudium treu.

Im Jahre 1940, nach dem Ausscheiden von Christian Michel, stiess als neue Kraft der Zürcher Paul Schmid-Ammann von Schaffhausen her, wo er während Jahren die Zeitung des Bauernverbandes betreut hatte, zur Redaktion der «Neuen Bündner Zeitung». Ich weiss, dass gegen ihn in Bünden später ein eigentliches Kesseltreiben veranstaltet wurde, weil er sich den Ruf eines Kulturkämpfers zugezogen hatte. In Wirklichkeit verdiente Schmid diese Apostrophierung mitnichten. In seinem Wesen war er nicht nur kein sturer Katholikenfresser, sondern ein kultivierter und versöhnlicher Mann, dem nichts ferner lag, als sich unnötigerweise mit dem Andersdenkenden zu überwerfen. Doch wo er politische Schäden und Gefahren erblickte, da griff er rückhaltlos zu. In Schaffhausen hatte er vor dem Krieg einen aufreibenden und gefahrvollen Kampf gegen das nördliche Nazitum und gegen den aufkommenden Frontismus geführt. Viel früher und eindringlicher als die meisten seiner bürgerlichen Kollegen von der Zeitungszunft durchleuchtete er in ausgezeichnet dokumentierten Artikeln das Nazitum, von dessen Seiten der freiheitlichen Schweiz Tod und Untergang drohten, und mit gleicher Konsequenz focht er gegen die Gefahren des Frontismus. Dass nicht wenige Kreise des Bürgertums diesen demokratiefeindlichen Strömungen hofierten und

sich mit ihnen zu arrangieren trachteten, erfüllte ihn mit tiefer Sorge, und er zögerte nicht, seine Haltung immer wieder in träfen Artikeln zu bekunden. Wenn die Schwär des Nazitums an der Schweiz vorüberging, ohne im Volkskörper der Schweiz tiefe Wirkungen zu erzielen, so kam dem tapferen Schmid dafür ein entscheidendes Verdienst zu. Er hat sich als standhafter Patriot in gefahrvoller Zeit bewährt, als rings um ihn die Anpasser sich ungeniert und ungestraft auslebten.

Dass Paul Schmid ungeachtet seiner untadeligen politischen Haltung nicht auch Fehler unterliefen, wer möchte dies bestreiten. An der «Neuen Bündner Zeitung» versah er zur Hauptsache den aussenpolitischen Teil, der während der Kriegsjahre eine besondere Bedeutung hatte. Jede Woche in der Freitagsausgabe der Zeitung veröffentlichte er seine weltpolitischen Betrachtungen, in den meisten Fällen kluge, kenntnisreiche Darlegungen, wenn auch hin und wieder die Rolle der angegriffenen UdSSR nicht gänzlich durchschauend und mit mehr Misstrauen den Hegemoniegelüsten gewisser amerikanischer Kreise begegnend, als dem ungehemmten Imperialismus Russlands gerecht zu werden. Das trug ihm innerhalb der Partei gelegentliche Kritik ein. Diese verstärkte sich von aussen her, als er dazu überging, tiefer und tiefer zu schürfen und jene Kräfte anzuvisieren, die nach seinem Urteil eine weltweite Gefahr für die kommende Entwicklung eines freiheitlichen Europa bedeuteten. Jeder Vernünftige sehnte sich auf das Kriegsende hin nach einer Neuordnung, in der endlich die Schrecken der Diktaturen getilgt und auf demokratischem Weg die Menschlichkeit verwirklicht werden könne. Um dies zu erreichen, musste nach Auffassung Schmids mit allen Widersachern einer humanen demokratischen Entwicklung gründlich abgerechnet werden. Zu diesen Widersachern aber zählte er in besonderem Mass einflussreiche Kreise innerhalb der katholischen Kirchenhierarchie, die nach seiner Erkenntnis in den katholischen Staaten durchwegs die freiheitsfeindlichen Kräfte gefördert hatten, in Italien den Faschismus, in Spanien das Francoregime, in Österreich die antidemokratische Heimwehr usw. Gemäss der Auffassung Schmids waren sie nach wie vor am Werk, den Frieden nach dem Krieg zur Stärkung ihrer antidemokratischen Politik zu missbrauchen, wie denn ja zu dieser Zeit z. B. in Spanien der Weizen des Diktators Franco noch immer kräftig blühte. Um diese weltweiten Gefahren aufzuzeigen, um dem Volk darüber die Augen zu öffnen, schrieb er ein Buch über den «politischen Katholizismus». Es sollte nach seiner Auffassung zugleich dazu dienen, auch parteipolitisch, d. h. im Verhältnis zur damals reaktionären Katholisch-Konservativen Partei, eine Frontbereinigung herbeizuführen.

Sein Unterfangen ist ihm übel vergolten worden, und er musste sich von verschiedenen Seiten die Qualifikation eines Kulturkämpfers gefallen lassen. Sicher zu Unrecht. Allein schon die Tatsache, dass der Verfasser zur Begründung seines Standpunktes sich sozusagen ausschliesslich auf katholische Quellen stützte, er sich also auf kritische Urteile berief, welche innerhalb der katholischen Konfession gegen die beanstandeten politischen Praktiken einzelner Vertreter und Kreise der katholischen Kirche geäussert wurden, widerlegt die Annahme, es sei Schmid darum gegangen, die katholische Kirche als solche, ihr Glaubensgut, ihre Geltung als geistige Macht, anzugreifen. Soweit sich diese Macht freilich «politisch» äusserte, zugunsten der freiheitsfeindlichen weltlichen Mächte, erfuhr sie von Schmid eine unnachsichtige Verurteilung. Indessen bestand der Mangel der Arbeit des Verfassers darin, dass er zu sehr pauschalierte, verallgemeinerte, zu wenig berücksichtigte, dass selbst in der Hierarchie der katholischen Kirche seit je alle Kräfte lebten und zur Geltung kamen, die freiheitsfreundlichen so gut wie die freiheitsfeindlichen, die demokratiewilligen wie die antidemokratischen, so dass die Tendenzen der katholischen Kirche nie einheitlich waren, sondern sich stets abwechselten. Den Gegnern Schmids fiel es deshalb nicht schwer, den von ihm zitierten Stimmen gegenteilige entgegenzustellen. Freilich war nicht wegzuwischen, dass die katholische Kirchenhierarchie in den

zurückliegenden dreissiger Jahren sich in allen massgebenden Kreisen anfällig zeigte für alles Antidemokratische, bis hinauf zu Papst Pius XI., der z. B. Mussolini einen Mann nannte, der «von der Vorsehung geschickt» worden sei, damit er Italien von der Irrlehre des Liberalismus befreie (vgl. Denis Mack Smith, Mussolini, Hanser-Verlag, 1983, S. 255), womit der Papst dem Faschismus einen eminenten Gefallen erwies und ihm half, vor den Augen des gläubigen Volkes von Mussolini das Bild eines Mannes zu zeichnen, «der den Italienern von Gott gesandt worden war».

Wenn Schmid-Ammann auf derartige Zeugnisse der unmittelbaren Vergangenheit hinwies und damit mögliche Gefahren für die Zukunft aufzeigte, handelte er durchaus nicht kulturkämpferisch, wie sehr ihn «Justinus» als angeblichen Feind der katholischen Kirche auf die Hörner nahm. Wahrhaftig, Schmid war weder ein Fanatiker, noch ein Hasser und Verächter der katholischen Kirche, als welchen ihn «Justinus» (hinter dessen Maske sich das Antlitz des Priesters und katholischen Religionslehrers an der Kantonsschule, Beno Simeon, verbarg) zu zeichnen trachtete. Doch war er in seinem jahrzehntelangen Kampf gegen die finsteren Mächte der Reaktion zu sehr sensibilisiert, als dass er an gefahrvollen Tendenzen, wie sie zu allen Zeiten in der machtvollen katholischen Hierarchie zutage traten, vorbei sehen konnte. Wenn unsere katholischen Mitbürger sich dazu aufraffen würden, den Schriften etwa eines August Bernhard Hasler («Wie der Papst unfehlbar wurde») Beachtung zu schenken, würden sie den von Schmid geäusserten Sorgen eher gerecht werden. Vielleicht bestand der grundlegende Fehler des Schmid'schen Unterfangens einfach darin, dass er als Protestant und als «Unterländer» sich überhaupt dieses Themas annahm. Seine Darstellung endete mit einem allseits tiefen Missbehagen.

Damit war eine wichtige Etappe des bündnerischen Journalismus vorüber. Es kamen für die während Jahren führende Demokratische Partei jene Rückschläge, von denen sie sich nie mehr erholen konnte, und für die «Neue Bündner Zeitung», die ihren eigenen Aufstieg vor allem dieser Partei zu verdanken hatte, die Zeit, da sie sich von ihrer Kampfgefährtin trennte. Die Zeitung verzog sich unter etwas gekürztem Titel, und nachdem sie des einst stolzen «Freien Rätiers» habhaft geworden war, in die überparteilichen Gefilde. Eine Epoche des bündnerischen Zeitungswesens gelangte damit zum Abschluss. (Fortsetzung folgt)

MEYER'S SÖHNE

Meyer's Söhne, Chur
Dachdeckergeschäft

Telefon 081/24 32 19
wenn keine 27 46 71
Antwort 36 10 13

Isolierungen
Steil- und Flachbedachungen

Ausführung in Schindeln
Dachziegel Flachbedachungen
Eternit Natursteinplatten